Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

II.

Die Eroberung von Constantinopel und das Abendland.

Von

Georg Voigt.

J. Zhishman, Die Unionsverhandlungen zwischen der orientalischen und römischen Kirche seit dem Anfange des XV. Jahrhunderts bis zum Concil von Ferrara. Wien, Gerold. 1858.

A. D. Mordtmann, Belagerung und Eroberung Constantinopels durch die Türken im Jahre 1453. Nach den Originalquellen bearbeitet. Stuttgart und Augsburg, Cotta. 1858.

Das erste der genannten Bücher ist hoffentlich nur eine Vorarbeit zu einer Geschichte des Unionsconcils, welches 1438 zu Ferrara eröffnet, dann zu Florenz fortgesetzt und geschlossen wurde. Zwar spricht sich der Verfasser nirgends über einen solchen Plan aus, aber ohne jene Fortsetzung erscheint das Gebotene als ein Fragment, welches des selbstständigen Haltes und eines tieferen Interesses entbehrt. Das Buch behandelt eigentlich nur die durch gegenseitige Eifersucht erzeugten Bemühungen des Basler Concils und Papst Eugen's IV,

die Unionssache dem Rivalen unter der Hand weg- und an sich zu ziehen. Beide hatten dabei lediglich die Tendenz, eine ökumenische und ruhmversprechende Angelegenheit vor ihr Forum zu bringen, um dadurch ihre Superiorität und den moralischen Sieg über den Gegner zu beweisen. Die geübte und durch eine uralte Autorität gestützte Diplomatie des römischen Hofes wußte die Pläne und Ränke des Concils zu hintertreiben, die Unionssynode kam unter dem Vorsitze des Papstes und seiner Legaten zu Stande, Eugen kündigte der Welt durch ein pomphaftes Decret die Wiedervereinigung der seit Jahrhunderten getrennten Schwesterkirchen an. Aber das Ganze war ein hohler Schein, die Verhandlungen wurden ohne Ehrlichkeit und Ueberzeugung geführt, die Union selber blieb ein Blatt Papier, nur geeignet, um von römischer Seite damit zu prunken und um in das hinsterbende Reich von Byzanz einen Brand des Mißtrauens und der Uneinigkeit zu werfen. Erst die Eroberung der Stadt durch die Türken bildet den richtigen Abschluß jener Unionsbestrebungen; denn sie warf noch einmal ein grelles Licht auf die heillose Verstockung und Verwirrung, und zerstörte dann den Schein der sogenannten Union, die das Volk wie ein Gespenst schreckte und doch nicht bestand.

Das freilich würde schwerlich das Resultat des genannten Verfassers sein. Schon in der Darstellung des Vorspiels neigt Herr Zhishman auf die Seite Roms. Im Basler Concil sieht er nichts als „demokratischen Uebermuth des niedern Klerus“, nichts als eine revolutionäre Bewegung unter der Leitung einzelner ehrgeiziger Prälaten. Dagegen quält er sich, in Papst Eugen IV einen „über den Stürmen der Zeit stehenden Kirchenfürsten“ zu finden. Doch beruht das Buch auf einer fleißigen Zusammenstellung von Actenstücken, Berichten und Streitschriften, die durch Einsicht in Wiener Manuscripte nicht unwesentlich vermehrt worden sind. Auch ist es gelungen, in manches Detail Ordnung und Zusammenhang zu bringen, was bei der Fülle des polemischen Materials nicht immer leicht war. Eines Chronisten, der jene Dinge speciell und in laufender Folge erzählte, entbehren wir noch; vielleicht gewinnen wir ihn einst an Johannes von Segobia, dessen Werk die Wiener historische Commission an's Licht bringen will. Die Geschichte des florentinischen Concils von dem Großekklesiarchen Sylvester Syropulos ist von bedenklicher Zu-

verläßigkeit, wie Zhishman selber bemerkt, aber im einzelnen Falle nicht genügend betont hat. Ueberhaupt erhebt sich seine Kritik selten über den Buchstaben der Acten, die, zum größten Theil Ausflüsse des Parteigeistes, nicht nur gesichtet, sondern auch beherrscht und zwischen den Zeilen gelesen werden mußten.

Daß der Verfasser die Begebnisse mehr in ihrer Bedeutung für und in ihrer Rückwirkung auf die lateinische Kirche auffaßte, liegt freilich in der Natur seines Thema. Das Interesse der Unionsbewegungen ist aber ein unmittelbareres, wenn wir Kirche, Reich und Volk von Byzanz dabei in's Auge fassen.

Hier tauchte der Gedanke der Union niemals in den religiösen oder kirchlichen Kreisen auf, er war immer nur ein politischer Nothschrei. Im Jahre 1337 landete das erste großherrliche Geschwader in der Nähe von Constantinopel, nicht etwa nur um zu plündern, schon in der deutlichen Absicht, sich hier festzusetzen. Damals wendete sich Kaiser Andronikos zum ersten Male um Hilfe an den apostolischen Stuhl von Rom. Dreimal brachten es dann byzantinische Herrscher über sich, hilfeflehend, wenn auch mit großem Hofstaat und dem ganzen Pomp ihrer Würde, im Abendland zu erscheinen. Joannes Paläologus besuchte 1370 Venedig, Paris und den Papst. Von der Signoria und von Karl V abgewiesen, fand er in Rom eine günstige Aufnahme und die Zusage einer ansehnlichen Hilfe. Dafür schwur er seinen Glauben ab. Aber Papst Urban V konnte seine Zusage so wenig halten, wie der Kaiser seinen Schwur. Dreißig Jahre später kam Emanuel, er verweilte drei Jahre im Abendlande, wurde überall glänzend empfangen, in Italien, in Frankreich und England, aber heim brachte er nichts als schöne Worte, Geschenke und das Versprechen eines französischen Jahrgeldes, dazu aber als reales Resultat eine ungeheure Schuldenlast. Der dritte Paläologe endlich ließ sich 1439 auf dem Unionsconcil zu Florenz den Zusatz des Filioque im Bekenntniß, den Primat des römischen Bischofs und das ungesäuerte Abendmahlsbrod gefallen, aber er erreichte auch damit nicht mehr als seine Vorgänger.

Jeder Versuch, durch den Anschluß an die lateinische Kirche das Leben des bedrohten Staates zu fristen, wurde vom Volke von Byzanz mit einer heftigen Demonstration für seine orthodoxe Kirche aufge-

nommen. Dadurch vereitelten die stockgelehrten Prälaten und die fanatischen Mönche die letzte Hoffnung ihrer Cäsaren, als ginge nur diese, nicht sie das Schicksal des Reiches an. Freilich wehrte die Union an sich nicht die Türken ab. Im letzten Jahre des Reiches schickte der Bischof von Rom statt des gehofften Kreuzheeres einen der beiden Apostaten, die sich auf der Florentiner Synode am eifrigsten von der Nothwendigkeit des Filioque zum ewigen Heil überzeugt hatten, Cardinal Isidoros, den ehemaligen Metropoliten von Kiew, mit dem Kreuze eines Lateranlegaten. Ihn begleitete ein Professor der Theologie und Erzbischof von Mitylene, jener Leonardos von Chios, der in einem Briefe an den Papst die religiösen Vorgänge und die Eroberung der Stadt beschrieben hat. Sie wollten hier das Volk belehren und die Verkündigung des Unionsbeschlußes betreiben. Der Kaiser konnte seine Einwilligung nicht versagen. Am Tage des heiligen Spiridion — hatte man wohl geistreicher Weise gerade diesen Tag gewählt mit Bezug auf das Ausgehen des Spiritus sanctus vom Vater „und vom Sohne“? — am 12. December 1452 wurde die Vereinigung feierlich in der Kathedrale der heiligen Sophia verkündet. Der altehrwürdige Altar dieser Kirche wurde durch ein Hochamt in lateinischer Sprache und mit lateinischen Meßgewanden entweiht, in der Fürbitte wurden die Namen des römischen Bischofs Nicolaus und des wegen seiner Unionsgelüste vertriebenen Patriarchen Gregorios genannt, zur Fülle der Gräuel wurde eine ungesäuerte Hostie geweiht und auch vom Kaiser als der Leib des Herrn genossen. Aber der Klerus, die Mönche und Nonnen und der gesammte Pöbel von Byzanz eiferten und fluchten gegen die Lateiner und die Henotiker — die stehende Benennung der Unionisten, entstanden vor fast tausend Jahren unter Kaiser Zenon, als sich das Volk von Byzanz über die Nachsicht des Hofes gegen die Monophysiten ereiferte. Das Glaubensopfer war gebracht, aber der Preis des Opfers, die Hilfe kam nicht. Die beiden Prälaten waren nicht unter den Kämpfenden, auch nicht unter den Märtyrern. Cardinal Isidoros suchte in einer Verkleidung zu flüchten, wurde aber ergriffen und unerkannt als Sklave nach Galata verkauft, von wo er später entkam oder nach einer andern Nachricht für die geringe Summe von 300 Aspern losgekauft wurde. Auch der Erzbischof von Mitylene wurde von den Türken gefangen und

gefesselt, aber auch er war nach seinem Ausdruck nicht würdig, gleich dem Erlöser gekreuzigt zu werden, das heißt wohl er entwischte. Beide schoben dann die Schuld des großen Unglücks auf die verzweifelte Hartnäckigkeit dieser Griechen, die entweder ihren Ketzerglauben nicht hatten lassen wollen oder ihn heuchlerisch abgeschworen. Die Byzantiner dagegen wälzten die Schuld wieder auf die Union: man habe Gott zu gerechtem Zorn entflammt, weil man sie abgeschlossen und dem Papste gehuldigt. So schwankte dieses elende Volk zwischen seiner Feigheit und seinem fanatischen Aberglauben. Statt selber Gut und Blut für sein Vaterland einzusetzen, erwartete es seit einem Jahrhundert das Hilfsheer des Abendlandes, des Papstes, Venedigs, Frankreichs. Und als bereits die Janitscharen auf die Sophienkirche losstürmten, bauten die dorthin geflüchteten Mönche und Weiber noch auf jene alte Verheißung, nach welcher dem Feinde an der Säule Constantin's ein Engel entgegentreten und den Seinen das Schwert bringen werde, mit welchem die Heiden schmachvoll aus der Stadt, über den Bosporus und weit in das innere Asien verjagt werden sollten.

Indeß nicht die Verschiedenheiten des Glaubens allein und die Trennung der Kirchen, die Jahrhunderte vielmehr mit aller ihrer schaffenden und aller ihrer zerstörenden Gewalt hatten die tiefe, unausfüllbare Kluft zwischen dem romäischen Reiche und den Völkern des lateinischen Abendlandes gerissen. Das hinsterbende Leben jenes abgerissenen Gliedes konnte sich nimmer mit der jugendlichen Fülle der rein europäischen Staatsorganismen vermischen. Denn nicht nur durch seine geographische Lage, mehr noch als ein Trümmerstück des ungeheuren Römerreiches, das einst die Verknüpfung hellenischer und asiatischer Cultur von den Nachfolgern des macedonischen Alexander überkommen, bildete das byzantinische Reich die Brücke zwischen beiden Welttheilen. Es trug in seinem Hof, seinem Ceremoniell, in seinen Günstlingswechseln und Weiberintriguen, in seinen militärischen Einrichtungen wie in den administrativen, in seinem Luxus wie in seiner beschränkten Stabilität, in seinem Despotismus wie in seinem Glauben durchaus den Charakter eines halb-europäischen, halb-asiatischen Uebergangsstaates. Als solcher ist es nicht untergegangen, nur durch einen bildungsfähigeren Stamm, den der osmanischen Türken, ersetzt

worden. Diesen wurde gleichsam die Mission des alternden Romäerreiches zugewiesen. Sie nahmen etwa in demselben Maße das europäische Element in sich auf, wie sich Ost-Rom dem asiatischen genähert.

So betrachtet, ist die Eroberung von Byzanz nicht mehr ein unerwarteter Schlag, der plötzlich das Angesicht der politischen Welt verändert hätte, sie ist vielmehr der nothwendige Schlußstein eines Gebäudes, das seit mehr als einem Jahrhundert langsam emporgewachsen. Wie ganz anders wurden die Fundamente des mahomedanischen Reiches in Europa gelegt, als etwa einige Jahrhunderte zuvor die der christlichen Herrschaften in Syrien!

Schon Jahrzehnte, bevor ein osmanischer Sultan seinen Ehrgeiz auf europäisches Gebiet richtete, unternahmen die türkischen Fürsten Kleinasiens häufige Plünderzüge nach den thracischen Küsten, durchschwärmten türkische Corsaren das ägeische Meer, barbarische Verwüster und Menschenräuber. Sie zeigten den großherrlichen Osmanen, damals noch ihren Feinden, den Weg. Der ersten Landung, welche von diesen 1337 veranstaltet wurde, haben wir oben gedacht. Damals aber waren die Byzantiner noch weit entfernt, in dem Eindringling einen Feind auf Tod und Leben zu sehen. Im Gegentheil begann nun, in Zeiten offener Feindschaft wie in solchen scheinbarer Freundschaft, ein Verkehr und eine Vermischung zwischen den Romäern und den Türken, die mehr als die Schärfe der Waffen den Untergang der Kaiserherrschaft vorbereiteten. Die paläologischen Herrscher lebten meistens in einem schmählichen Frieden mit dem Herrn der Ungläubigen, riefen ihn mehr als einmal wie einen Schiedsrichter in ihre Thronstreitigkeiten, gaben ihre kaiserlichen Töchter in seinen Harem, ließen durch ihre Gesandten demüthige Bitten und schimpflichen Tribut vor seine Füße legen. Seit der Einnahme von Gallipoli (1357) wurde es ein politisches Princip des Divan, osmanische Familien auf europäischem und byzantinische Geschlechter auf asiatischem Boden anzusiedeln. Ja bald mußte es die Residenz der Constantine dulden, den Friedensverträgen gemäß dulden, daß sich Osmanen in einem eigenen Quartier innerhalb ihrer Mauern niederließen, Moscheen erbauten und ihre bürgerlichen Zwiste durch Kadi's nach dem Koran schlichten ließen. Im Handel und Wandel tummelten sich

Muslims, Griechen und Juden durcheinander. Der Uebertritt von einem Glauben zum andern, besonders aber zu dem Mohammed's, wurde ganz gewöhnlich und durch die kleinsten Motive des Vortheils oder des Emporkommens veranlaßt. Selbst in dem großherrlichen Heere, welches die Stadt erstürmte, fanden sich Griechen, Deutsche, Ungarn und Leute aus fast allen Nationen, die Allah oder Christus bekannten, ohne daß man sich sonderlich darum kümmerte. Die Behauptung ist nicht zu kühn, daß sich die Mönche und der Pöbel von Byzanz den Verehrern Mohammed's näher fühlten, als den übermüthigen Lateinern und Henotikern. Dazu die Folgen des Krieges: zu Tausenden wurden die Männer als Sklaven in das Innere Asiens davongeschleppt, die Knaben für das Heer erzogen oder gleich den Mädchen in die Serai's verkauft. Seit dem Friedensschlusse von 1424, als das byzantinische Reich auf den Umkreis der Hauptstadt und die Apanagen der kaiserlichen Prinzen im Peloponnes beschränkt war, betrug der Jahrestribut 30,000 Dukaten. Um ihn dem Großherrn darbringen zu können, mußte manches Prunkgeräthe des Hofes und manches heilige Meßgeräthe in die Münze und von da in die Schatzkammer des Sultans wandern. Bevölkerung und Reichthum, Sitte und Glauben verschwanden allmählig in der Fusion mit den siegenden Asiaten.

Auch für den erobernden Stamm, der als heimathlose und plündernde Horde zuerst den thracischen Chersones betreten, blieb diese Berührung mit den Resten einer überfeinerten Cultur nicht ohne Folgen und Gefahr. Aus den Residenzpalästen zu Brussa und Adrianopel wich allmählig die alte Einfachheit der Sitten, das strenge Festhalten am Gesetze des Propheten. Zu dem fanatischen Eroberungsdrange gesellte sich nun auch eine klug berechnende Politik und die Kunst der Diplomatie, die man dem byzantinischen Hof abgelernt. Manches von dem Ceremoniell und Beamtenwesen desselben ward eingeführt. Freuden und Laster, die man bisher nicht gekannt oder verschmäht, so der Genuß des Weines, fanden Eingang. Durch Christen, die sich im Dienste des Großherrn hervorthaten und zu Würden aufstiegen, durch christliche Fürstentöchter und Sklavinnen wurde dem Hasse der Muslims gegen den christlichen Namen überhaupt die Schneide gestumpft.

Höchst bedeutsam erscheint uns die Geschichte einer Secte, die um 1413 hervortrat und schnell genug um sich griff, um dem Nachfolger des Propheten ernstliche Besorgniß einzuflößen. Mahmud Bedreddin, ein gelehrter Rechtskenner, der ehemals das hohe Amt eines Heeresrichters bekleidet, war der Anstifter und das denkende Haupt der Bewegung, ein gewisser Mustafa ihr schwärmerischer Prediger und bald ihr Prophet. Auf dem Berge Stylarios, der über den Meerbusen von Smyrna auf Chios hinausschaut, gewann er unter dem Landvolke seine ersten Anhänger. Monochitonen nannte man die Secte wegen ihrer einfachen, mönchischen Kleidung. Selber ein niederer Mann ohne sonderliche Bildung, lehrte Mustafa Entsagung und Armuth, Gemeinschaft aller Güter, nur nicht der Weiber, aber der Nahrung, der Kleider, des Ackers, des Viehes, des Hauses, nur nicht des Harems. Er predigte ferner nicht nur die Liebe zu den Christen, sondern auch daß kein Heil zu finden sei, außer in der Gemeinschaft des Glaubens mit den Christen; so lautet das Dogma nach dem byzantinischen Chronisten Dukas, der Glieder dieser Secte gekannt hat. Der Prophet baute später vielleicht Pläne des Ehrgeizes auf diese Verbrüderung mit den Christen, wenn er seine Apostel zu den Fürsten und Mönchen der Inseln umherschickte und ihnen im Namen desselben Gottes, den sie wie er verehrten, die Hand bieten ließ. Seine Jünger aber fielen den Christen im Sturme der Bruderliebe um den Hals und verehrten sie wie die „Engel des Herrn“. Horden von Derwischen durchschwärmten das Land und gewannen der neuen Secte und ihrem Propheten unter Muslims, Christen und Juden zahlreiche Anhänger. Zweimal wurden die Truppencorps, welche Sultan Mohammed gegen die Schwärmer, die über 6000 bewaffnete Männer zählten, aussandte, in den Pässen und Schluchten des Stylarios niedergehauen. Aber der Herr der Gläubigen ruhte nicht, er schickte ein drittes furchtbares Heer zur Vertilgung, die Christenbrüder wurden unter grausigem Gemetzel bis auf die letzte Spitze des Vorgebirges zurückgedrängt und die noch übrigen mit dem Propheten gefangen genommen. Sie widerriefen ihren Glauben weder unter den Martern noch im Tode. Mustafa selbst starb mit der Festigkeit eines Märtyrers, obwohl man ihn höhnend auf ein Kreuz nagelte und auf einem Kameel triumphirend durch die Straßen von Ephesus schleppte.

Seine Jünger aber behaupteten, daß er nicht gestorben sei, sondern in Samos fortlebe. Sie wurden überall aufgesucht, verfolgt, vernichtet. Der Islam sonderte die unreinen Elemente mit voller Energie von sich aus und wies die Union mit einem Glauben zurück, dessen Bekenner als ein verkommenes, zur Unterwerfung bestimmtes Geschlecht erschienen. Die ganze Bewegung, obwohl sie in Asien wie in Europa nicht geringen Zulauf gefunden, verschwand spurlos wie die Welle im Meer.

Aus dieser hundertjährigen Verbindung und Verschmelzung der Byzantiner mit den Türken erklärt es sich auch, warum es bei der Eroberung der Hauptstadt eher auffallend mild und menschlich, als auffallend grausam und blutig zugegangen ist. Um das zu finden, darf man nicht gerade aus früherer Zeit die Eroberung syrischer Heidenstädte durch christliche Kreuzfahrer, man darf nur das Schicksal mancher griechischer Städte, die vor der Capitale in die Hand der Türken fielen, in den Vergleich ziehen. Wo ist die Zerstörungswuth und der Triumph des Fanatismus? Der Sultan ritt durch das erstürmte Thor mit dem klaren Gedanken, die Residenz der Paläologen zur Pforte des Herrschers der Gläubigen umzuschaffen. Als er die Sophienkirche betrat, ließ er die plündernden Soldaten heraustreiben; das größte Denkmal byzantinischer Baukunst ward am nächsten Freitage zur Moschee geweiht. Nur so lange noch Widerstand zu besorgen war, machten die eindringenden Osmanen alle Waffenfähigen nieder; dann schleppte die Habsucht Massen von Menschen in Banden nach dem Lager und in die Sklaverei. Einige Würdenträger des paläologischen Hofes wurden hingerichtet, theils zur Strafe ihrer Treulosigkeit, theils zur Sicherung der neuen Herrschaft; dann aber genossen die übriggebliebenen und die aus dem Exil zurückkehrenden Christen die freie Ausübung ihres Glaubens unter einem selbstgewählten Patriarchen und den Schutz der Gesetze.

Freilich gibt es eine Fülle von Traditionen, nach welchen diese Eroberung als ein Musterstück der Barbarei und des Christenhasses am wildesten erscheint. Sichten wir sie aber, so sind es entweder Erfindungen humanistischer Kunstredner oder zeternder Bettelmönche, und der Rest entstammt den Berichten jenes Cardinals Isidoros und seines Trabanten, des Erzbischofs Leonardos von Mitylene, die beide im Nachgefühl der Todesangst phantasirten.

Den Act der Belagerung und Erstürmung Constantinopels schildert uns nun das Buch von Mordtmann Seit Zinkeisen's Darstellung ist als Quelle ersten Ranges das Tagebuch des Venetianers Nicolo Barbaro, zu Wien 1856 edirt, hinzugekommen und von dem Verfasser gebührend benutzt worden. Auch die andern Quellen hat er höchst verständig gesichtet und manche bisher nachgebetete Tradition ausgeschieden. Völlig entgangen ist ihm der französische, an den Cardinal von Avignon geschriebene Bericht, der in den Ausgaben des Chronisten Jean Chartier von Godefroy und Vallet de Viriville, auch in Buchon's Collection d. Chroniques nat. Franc. T. 38, in einer lateinischen Bearbeitung bei Martene et Durand Ampliss. Collect. T. V. zu finden ist. Er geht auf einen florentinischen Kaufmann als Augenzeugen zurück und hätte Herrn Mordtmann durch seine genauen Angaben von Zahlen und Maßen nicht unwesentlich unterstützt. Unter den abendländischen Quellen, die der Verfasser auch nicht gänzlich hätte übersehen sollen, verdienen die venetianischen den Vorzug: doch würden sie nur Einzelnes hinzugefügt, nicht aber Wesentliches verändert haben. Den eigensten Werth gewinnt nun das vorliegende Buch dadurch, daß Herr Mordtmann seinen mehr als zehnjährigen Aufenthalt in Constantinopel dazu benutzte, sich in den Localitäten umzusehen, die Mauern und Thürme der Stadt mit eigener Hand zu vermessen und so die Berichte angesichts des Schauplatzes zu prüfen. Ein beigegebener Plan der Stadt macht uns die Momente der Bestürmung und Einnahme durchaus anschaulich und ist zugleich ein schätzbarer Beitrag zur Topographie der Cäsarenresidenz, indem die alten und die heutigen Benennungen einander gegenüber gesetzt sind.

In manchen Punkten würde Herr Mordtmann minder schroffe Ansichten gewonnen haben, wenn er nicht nur von der engen Zeit der Belagerung und Eroberung, wenn er von der Geschichte der letzten Jahrzehnte des byzantinischen Reiches nähere Notiz genommen hätte.

Dann würde ihm die durch das Henotikon hervorgerufene Aufregung, von welcher doch außer dem Erzbischof von Mithlene auch der Byzantiner Dukas berichtet, schwerlich als gar übertrieben erschienen sein. Was vom Uebertritt christlicher Priester zum Islam berichtet wird, erklärt er geradezu für Albernheit; allerdings dürfte es schwer zu beweisen sein, aber angesichts der derben Thatsachen aus früherer

Zeit klingt es nicht unwahrscheinlich. In seinen „Schlußbetrachtungen“ ergeht sich der Verfasser in strenger Polemik gegen allerlei thörichte Ansichten, die damals und heute über das Ereigniß laut geworden. Indeß hat dasselbe denn doch andere Seiten und Consequenzen, die der „gesunde Menschenverstand“ einer Betrachtung hätte unterziehen können, ohne nothwendig in Fehler und Thorheiten zu verfallen. Jene Ansichten gehören den Zeitgenossen des Ereignisses zu; es wäre anziehender, sie zu constatiren, als sie zu züchtigen. Am wenigsten aber nutzt die Anschauung, welche der Verfasser an die Stelle setzt. Er verargt es dem Mittelalter, den abendländischen Fürsten und Völkern, daß sie sich nicht zu der Wahrheit erheben konnten, Constantinopel müsse als Vormauer europäischer Cultur gegen asiatisches Barbarenthum unter dem Schutze des europäischen Völkerrechtes stehen. Und den Untergang des Romäerreiches leitet er aus folgenden politischen Motiven her: man habe es hier nicht verstanden, „den Verband der zugehörigen Länder durch centralisirende Thätigkeit, durch Centralisation der Verwaltung, durch Gemeinschaftlichkeit der Interessen zu befestigen und der centrifugalen Neigung der Provinzen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen.“ Nun paßt dieser politische Rath ungleich besser für den Herrn der Pforte im 19. Jahrhundert als für die Paläologen im 15. Unnütz aber ist er für Beide, wie eine Arznei für den, der an Altersschwäche hinstirbt.

Dagegen hätte das Verhalten des Abendlandes vor und nach der Katastrophe eine Darlegung verdient, deren Interesse dem der Eroberung selber wohl gleichkommen möchte. Völkerrechtliche Gedanken freilich lagen fern, seitdem das Band, welches die römische Hierarchie um die Völker des Occidentes geschlungen, mit ihr selber erschlafft war. Aber das Vordringen der Türken war eine Glaubensfrage, außerdem eine Frage der Sicherheit und des Nutzens. In welcher Stellung zu ihr finden wir die Mächte Europa's?

Gleichwie den Byzantinern selbst in der langen Gewohnheit des Bestehens eine Art von Garantie für die Ewigkeit ihres Reiches zu liegen schien, so war es auch für die Abendländer eben die sehr allmählige, durch mehr als hundert Jahre fortgesetzte Uebersiedlung des Halbmonds auf europäischen Boden, die den Eindruck eines solchen Vordringens schwächte und die Gefahr der Christenheit verhüllte. In By-

ganz gab man sich dem Traume hin, daß zur rechten Stunde ein Kreuzheer des christlichen Westens kommen, die bedrängten Brüder erlösen, die Ungläubigen aber über die propontischen Engen, über die taurischen Berge oder wohl gar hinter den Euphrat zurückjagen werde. Im Westen dagegen meinte man, daß die Byzantiner selbst die nächste Pflicht hätten, sich aufzuraffen, und überdies wartete man auf ihre Bekehrung zum Filioque. Auch trat in dem langen Todeskampfe des Reiches immer von Zeit zu Zeit eine Pause, eine günstige Wendung ein, welche ihm Ruhe und Erholung zu gewähren schien. Auf die bitterste Noth, wenn die türkischen Kugeln buchstäblich gegen die Thore gedonnert, folgte oft eine Sorglosigkeit, als sei mit dieser Gefahr auch für die Zukunft jede entfernt. Bald war es ein schmählich erkaufter Friede, bald waren es Zwiste im Palast und unter den Söhnen des Sultans, bald der Mongolensturm, der das Reich Osman's selber bis dicht vor den Abgrund des Verderbens brachte, bald Kämpfe in Griechenland, bald eine Ablenkung der türkischen Macht im fernen Asien oder an der Grenze Ungarns, was die Angst in und für Constantinopel vorübergehend schwinden ließ.

In ein neues Stadium trat die Türkengefahr für die Völker der lateinischen Kirche, seitdem die osmanischen Senger und Brenner, der Vortrab der Eroberung, sich über die Donau und Sau, durch die Wallachei und Serbien gegen Ungarn stürzten. Nicht nur daß die Nähe der Kriegsflamme schreckte, man sah in den Magyaren auch ein Volk von ganz anderm Schlage als die verkommenen Byzantiner, ein Volk, das seine Heimath, seine Unabhängigkeit und seinen Glauben in Heldenkämpfen vertheidigte. Dieses Volk erwarb sich Sympathien, wie sie der untergehende Kaiserstaat nimmer fand. Als König Sigmund sich mit Aufrufen an die Hilfe der Christenheit wendete, regte sich wieder der Gedanke eines Kreuzzuges. Bayerische, schwäbische, steierische, böhmische und polnische Ritter, Johanniter und Deutschordensherren schaarten sich um das heilige Banner; am meisten aber erhitzte sich die Phantasie in der französischen und burgundischen Ritterschaft. An ihrer Spitze stand ein Fürst aus dem capetingischen Königsblute, der junge Graf Johann von Nevers, Sohn des Herzogs von Burgund. Freilich war es ein abenteuerliches Unternehmen. Man sah in der französischen und burgundischen Schaar einen Auf-

wand von Kleidern und Zierden, als zöge sie zum lustigen Turnier und hoffe vor Damen Ehre zu gewinnen, einen Uebermuth, der sich in den thörichtsten Prahlereien gefiel, eine Zuchtlosigkeit, die alle Reize und Tollheiten des Carnevals in's Feldlager führte. Unter Gelagen und Maskenfesten, in Rausch und Wollust bereitete sich dieser Ritterhaufe auf einen Kampf vor, bei dem auch für den Wackersten die Lorbeeren nicht leicht zu pflücken waren. Vor Nikopolis (1396) wurden die französischen Herren umzingelt und, so theuer sie auch jeden Tropfen Blutes verkauften, größtentheils niedergehauen, andere zur Feier des Sieges am folgenden Tage barbarisch hingeschlachtet; nur wenige, darunter Johann von Nevers, ließ der Sultan für hohe Summen aus der Gefangenschaft loskaufen. Die Ungarn verdankten dieser Hilfe des Westens nichts als eine schreckliche Niederlage. Sie wünschten seitdem keine Kreuzschaaren, sondern entweder ein großes Hilfsheer, das selbstständig operiren könnte, oder die Ausrüstung einer Flotte, um die Türken in den griechischen Meeren zu beschäftigen, oder nur Geldbeiträge, um ihre Landesmiliz zu größeren Feldzügen auszustatten. Im Westen selbst aber dämpfte der unglückliche Erfolg dieses Zuges sehr merklich die Lust zu ähnlichen Unternehmungen etwa am Bosporus. Doch blieben die Ungarn das Volk, dessen Schicksalen man mit ängstlicher Spannung folgte. Die Einfälle der Ungläubigen in Siebenbürgen 1432, das Schicksal Serbiens, welches 1438 ganz in ihre Hände kam, der plötzliche Tod König Albrechts mitten in den Vorbereitungen zum Türkenkriege, die Belagerung Belgrad's und der schimpfliche Abzugs Murad's von diesem Bollwerke Ungarns und der Christenheit 1440, die ersten Heldenthaten Hunyadi's, als er die Türken 1441 bis auf den letzten Mann über die Donau zurückwarf, seine großen Siege bei Nissa und Kunowiza, sein kühnes Vordringen bis zu den Päſſen des Hämus und dann im nächsten Winter bis zum pontischen Gestade, endlich die fürchterliche Niederlage der Christen auf der Ebene vor Varna, die am 10. November 1444 den jugendlichen König von Polen und Ungarn sowie den päpstlichen Legaten in Blutseen begrub — alle diese Botschaften riefen durch ganz Europa bald einen jähen Schreck, bald ein freudiges Staunen hervor. Von den Byzantinern war kaum die Rede.

Keine christliche Macht hatte am Vordringen der Türken ein

größeres moralisches Interesse als das Papstthum, keine ein größeres materielles als Venedig.

Papst Eugen IV antwortete auf die Hilferufe der Byzantiner mit Klagen über die Armuth des apostolischen Schatzes, über die Lauheit der Christen und den schismatischen Hader innerhalb der lateinischen Kirche selbst. Er wendete sich an die Fürsten, aber da war nicht einer, der nicht mit glaubensfeurigen und kriegslustigen Erklärungen antwortete, für's Erste jedoch sich entschuldigte, weil er durch sein eigenes Land ganz in Anspruch genommen sei. In Rundschreiben mahnte der Papst, man möge in brünstigen Gebeten die Jungfrau Maria als Schützerin des Glaubens anrufen. Auch sollte der gesammte Klerus des Abendlandes einen Zehnten zahlen und der fünfte Theil aller päpstlichen Einkünfte zum Türkenkriege verwendet werden. Für die Paläologen geschah nichts, zur Hilfe der Ungarn wenigstens Einiges. Ihr Anwalt beim apostolischen Stuhl war Cardinal Cesarini; er, auf den Europa seit Jahren das Auge richtete, der Lenker des Concils zu Basel in seiner besten Zeit, hervorragend an Geist und edler Persönlichkeit — er tummelte jetzt in den ungarischen Schlachtreihen sein Roß. Auf sein Betreiben wurden im Tiber auf päpstliche Kosten Galeeren erbaut und ausgerüstet; sie stießen unter Cardinal Francesco Condolmiere, dem Neffen des Papstes, zur venetianischen Flotte, welche im Hellespont kreuzte. Dieses Geschwader sollte aber nur den Kampf der Ungarn stützen, den Uebergang osmanischer Truppen von Asien nach Europa hindern. Den Plan, den Cesarini mit Hunyadi entworfen, zertrümmerte der Tag von Varna. Der byzantinische Hof hatte in kläglicher Ruhe abgewartet, bis ihm die durch ungarisches Blut erkauften Früchte in den Schooß fallen möchten. In seinen letzten Lebensjahren hat Papst Eugen wenig mehr zum Kampfe gegen den Halbmond thun können, den Ungarn aber bezeugte er immer seinen guten Willen und seine aufrichtige Theilnahme.

Sein Nachfolger Nicolaus V genoß fast ungestört die Ruhe, die auf den kriegerischen und schismatischen Pontificat des Venetianers folgte. Die Einkünfte der apostolischen Kammer waren seit den festlichen Tagen der avenionensischen Residenz nie so regelmäßig und glänzend gewesen, nie so sorgsam und pünktlich verwaltet worden. Das Jubeljahr und die Verkündigung seiner Gnaden leitete unglaub-

liche Summen nach Rom, Gelder, die der fromme Glaube zum Heile der Seele spendete und die nicht besser hätten verwendet werden können als zum Heile der Seelen, die man schaarenweise auf den Straßen Serbiens und der Wallachei, in den natolischen Häfen, ja in Byzanz selber in die Sklaverei, in die Serai's, zur Abschwörung ihres Glaubens, also in die ewige Verdammniß davonschleppen sah. Ferner wurde der Türkenablaß unter diesem Papste zum financiellen System ausgebildet: die Bettelmönche vertrieben ihn in allen Landen, hin und wieder kam ein Legat, um die gesammelten Gelder abzuführen. Das Jubeljahr der Stadt ließ sich nicht alle Jahre feiern, aber die Türken drohten immerfort und jedes Jahr.

An Veranlassungen, die an die Schuld der Christenheit mahnen konnten, fehlte es wahrlich nicht. Das blutige Gemetzel auf dem Amselfelde bei Kossova am 18. und 19. October 1448 wiederholte und überbot noch den Schrecken von Varna. Waren gleich nicht ein König und ein Cardinal unter den Leichen, so doch bei weitem mehr der angesehensten Magnaten und Bischöfe Ungarns. Nur Hunyadi, der Hort des Reiches, war wiederum gerettet. Rastlos, unverzagt auch nach solchen Schlägen, obwohl umgeben von treulosen Reichsvasallen, eifersüchtigen Großen und rücksichtslosen Landesfeinden, bewährte er seine große Natur. Und seine Banderien, oft nur eine Handvoll Menschen, vertrauten nach der bittersten Niederlage schon wieder auf den zukünftigen Sieg. Wiederholt wandte er sich an den Papst, bat auf das Dringendste um Geldhilfe, um die Aussendung einer Flotte, durch welche die Kriegsmacht des Feindes nach verschiedenen Punkten abgelenkt werden könne. Er erhielt Belobungen, Versprechungen, geweihte Fahnen und schöne Worte. Der Papst war weit mehr darauf bedacht, daß einst die Kirchen, Paläste und Bibliotheken Roms ein Ehrenzeugniß seines Namens ablegten, als daß man ihn einen Schild des Glaubens nannte. Er war weder ein Geiziger, noch verschwendete er an unwürdige Nepoten, noch war er gefühllos für die Würde der Kirche. Aber wie so mancher, der aus dem Stande der Armuth emporgehoben wird, sah er die Würde vorzugsweise im Glanze. Das von Perlen und edlen Steinen strahlende Meßgewand auf seiner Schulter, Prachtteppiche, Marmorstufen, der Prunk der

Paläste und der Weihrauch der Schriftsteller — darin schwelgte seine Seele.

Richten wir unsern Blick auf das päpstliche Rom und auf das neue Rom Constantin's: es liegt ein tiefer Zusammenhang in diesen Gegensätzen, sie sind kein wunderliches Spiel des Geschickes. Während die Residenz der römischen Bischöfe in ihren Prachtbauten das Zeitalter der Cäsaren heraufbeschwört, während sie sich wieder zur Metropole der Kunst und der heidnischen Bildung aufschwingt, stürzen die Mauern des alten Byzantion unter dem Donner der türkischen Geschütze zusammen und die letzte Pflegestätte des alten Hellenismus fällt den asiatischen Barbaren zu. Die Gelehrten flüchten aus Constantinopel und Griechenland, sie werden in Rom und Florenz als Ehrengäste empfangen und gründen eine neue Heimath im Abendlande. Die römische Hierarchie, im Kampfe mit dem heidnischen Mythus und der heidnischen Philosophie emporgewachsen, öffnet dem classischen Heidenthum wieder freundlich die Pforten der Kirche; Platon und die üppigen Dichter des alten Rom schlagen ihren Wohnsitz im vaticanischen Stadtviertel auf. Unterdeß verdrängt in jenem Reiche der Koran die Bibel und die Werke der christlichen Väter. Hier entsteht die vaticanische Bibliothek und ein Papst durchmustert die Bücherschränke, die nach dem Inventarium nahe an 5000 Bände enthalten, er kauft Bücher selbst vom Orient her, läßt Bücher abfassen, abschreiben, ausmalen, mit Silber und Gold verzieren. Dort werden in der erstürmten Stadt die pergamentenen Bände als werthlose Beute in's Feuer geworfen, wenn nicht vielleicht die metallenen Spangen vorher des Abreißens werth sind. In demselben Jahre, in welchem das Kreuz von der Kuppel der Hagia Sophia auf die Straße herabgerissen wurde, ward in Rom der Plan eines Umbaues von St. Peter zu einem Wunderwerk der Welt entworfen. Kurz Roma scheint ein Feierkleid anzulegen, gerade während ihre kaiserliche Schwester unter Plünderung und Barbarei zusammenbricht.

Seitdem die Unternehmung von 1444 mißlungen war, sah die Signoria von Venedig keinen Grund, ihren vortheilhaften Frieden mit der Pforte zu brechen; denn noch beruhte dieser Frieden auf dem unläugbaren Uebergewicht ihrer Galeeren. Um ihre Herrschaft in den Gewässern der Levante zu befestigen, trug die Republik keine Scheu,

Stücke des bedrängten Romäerreiches durch Kauf oder Eroberung an sich zu bringen und die Kraftlosigkeit desselben auszubeuten. Spielte doch der venetianische Bailo am Hofe von Byzanz eine Rolle, wie 400 Jahre später der englische Gesandte beim Sultan. Erst die Bestrebungen der Türken, eine Flotte zu bilden, schreckten die Herrscherin der Meere aus ihrer Ruhe auf.

Dem Todeskampfe des byzantinischen Reiches ging eine Zeit der Hoffnung voraus. Sie beschleunigte aber sein Verderben. Als Murad II. am 5. Februar 1451 gestorben war, schloß Hunyadi, erschöpft und im Stiche gelassen, mit dem Nachfolger einen dreijährigen Waffenstillstand. Dieser, Mohammed II., war ein Jüngling von 22 Jahren, als er vom Serai zu Adrianopel aus den Gläubigen zugleich mit dem Tode seines Vaters seine Thronbesteigung ankündigen ließ. Die Christen priesen Gott, der auf den unermüdlichen Murad einen unreifen Knaben hatte folgen lassen. Selbst an der Pforte glaubte Niemand, daß der finstere und hinbrütende Jüngling große Entwürfe im Busen berge. Auch bestätigte dieser die Verträge seines Vaters mit den christlichen Nachbarfürsten und beschwor den mit dem Paläologen geschlossenen Frieden. Erst als dieser, verblendet durch das beruhigende Auftreten des Gegners, selber sein Schicksal herausforderte, wurde mit einem Schlage Mohammed's Gedanke klar, daß dem Herrn des byzantischen Reiches auch die Hauptstadt gehören müsse. Im März 1452 ließ er den Bau der Citadelle am Bosporus, in der nächsten Nähe von Constantinopel, beginnen. Allerdings zeigte nun der letzte Paläologe eine kriegerische Thätigkeit, wie seine Vorgänger sie über hundert Jahre lang versäumt, aber ein Einzelner konnte ein Volk nicht mehr retten, unter dem schon Mancher aus bigottem Haß gegen die Lateiner die bequeme Ruhe und Duldung unter der türkischen Herrschaft herbeisehnte.

Kaiser Constantinos sah sich nach Hilfe um, seine Boten eilten mit dringenden Bittschreiben zu allen Fürsten des Abendlandes, die nur jemals Hilfe versprochen oder trostreiche Worte gespendet. Der König von Aragon und Neapel wich aus: wenn sein Krieg mit den Florentinern geendet und seine Galeeren in die Häfen zurückgekehrt sein würden, wolle er Hilfe senden. Die Venetianer verschoben dieselbe bis zur Beilegung ihres Krieges gegen Mailand. Der Kaiser

des Abendlandes, selber des Mitleids werth in seiner Schlaffheit und Ohnmacht, begnügte sich damit, den Sultan durch ein drohendes Schreiben abzumahnen: er dürfe nicht dulden, daß sein Bruder in Byzanz vertrieben werde, und die Christenheit dürfe nicht dulden, daß diese Stadt in die Hände der Ungläubigen falle; der Sultan solle daher das Castell am Bosporus sofort wieder zerstören und von jedem Angriff abstehen, sonst werde er den Kaiser Friedrich und alle Könige und Fürsten der Christenheit mit einem Male zu Feinden haben. Und der Papst, die erste und letzte Zuflucht der bedrängten Christen? — Wiederholt mahnte er den Kaiser an die Kirchenunion und bezeichnete die vor den Thoren von Byzanz drohenden Heiden als die Vollzieher der göttlichen Gerechtigkeit. Dann versprach er Hilfe, wie immer, aber er machte den Beistand der andern Fürsten zur Bedingung und außerdem den Frieden Italiens, den gerade er durch schlaue Kunstgriffe zu verhindern wußte. Als die byzantinischen Boten in Rom um eine Unterstützung durch Geld baten und durch eine Flotte, deren Ausrüstung die apostolische Schatzkammer übernehmen möge, wies er sie kurz ab: Italien sei durch seine eigenen Kriege erschöpft genug und könne unmöglich durch neue Auflagen beschwert werden. Dürfen wir den spitzen Reden, die in Frankreich über diesen Mäcen der Architecten und Literaten geführt wurden, Glauben beimessen, so hat er sich geradezu damit entschuldigt, daß er auf die Kirchenbauten in St. Peter und zu San Giovanni im Lateran, auf die Castelle bei St. Peter und St. Angelo allzu bedeutende Summen habe wenden müssen.

Dennoch — wird uns erzählt — seien angesichts der Entscheidung der Papst und einige Mächte Italiens noch auf Mittel zur Rettung bedacht gewesen. Zehn päpstliche Galeeren und zehn, die Alfonso von Neapel ausrüstete, sollten zu dem kleinen venetianischen und genuesischen Geschwader stoßen, welches in den griechischen Gewässern kreuzte. Aber jene kamen nicht und Jacopo Loredano, der venetianische Admiral, mußte unthätig in Negroponte vor Anker liegen, während am Bosporus der letzte Schlag geschah. Am 29. Mai 1453 um die Mittagszeit betrat Sultan Mohammed die Sophienkirche, um auf ihrem Hochaltar Allah und dem Propheten für den Sieg zu danken.

„Vor dem Falle von Constantinopel sehen wir einer den andern

an, ob wohl jemand zu seiner Vertheidigung die Waffen ergreifen und der Schmach Widerstand leisten möchte. Inzwischen wurde jene Stadt genommen und ganz Griechenland stürzte zusammen.“ Diese Worte schrieb ein Fürst, der auch unter den müßigen Zuschauern gewesen war, König Alfonso von Neapel, an das Cardinalcollegium.

Ueberall im Abendlande brachte die Botschaft Schrecken und Bestürzung hervor. Hätte auch die allmählig wachsende und immer näher drohende Gefahr auf die unvermeidliche Katastrophe vorbereiten können, so kam diese doch wie ein Donnerschlag, der immer unerwartet hereinbricht. In Venedig entstand großes Wehklagen, als die Schreckenskunde am 29. Juni vor dem großen Rathe verlesen wurde. Man sprach von 47 Nobili und 67 Geschäftsleuten, die dem ungewissen Loose der türkischen Gefangenschaft verfallen seien. Den Schaden der Republik berechnete man auf 200,000 Ducaten. Indeß trat die Sache bald wieder in ein milderes Licht. Die Gefangenen, unter denen Andere überdies nur 19 Nobili zählten, wurden gut gehalten und durften von den Ihrigen losgekauft werden. Nach einigen Verhandlungen wurde schon am 18. April 1454 wieder ein vorläufiger Frieden mit dem Sultan abgeschlossen, der sich dazu auffallend bereit zeigte. Die Republik hielt nun wieder einen Bailo bei der Pforte, der für die Sicherheit ihrer Kaufherren und Waaren sorgte. Sie war auch darauf bedacht, die Staatsschuld von 550,000 Ducaten, welche die levantischen Galeeren und Truppen über sie gebracht, eher abzutragen als zu vermehren.

Hier war das augenblickliche Handelsinteresse die Richtschnur der Politik, auch wohl die Einsicht, daß von der Hilfe der andern Mächte wenig oder nichts zu erwarten sei. Ungarn wurde noch durch den mit den Türken abgeschlossenen Waffenstillstand gehemmt. Hunyadi hatte mit den böhmischen Söldnerbanden zu kämpfen, die sich als Raubschaaren im Lande festgesetzt. Den königlichen Knaben umspielten die Intriguen der Reichsstatthalter und Vormünder, ganz geeignet, seine drei Reiche, Ungarn, Böhmen und Oesterreich, im ewigen Zwiste von einander zu sondern.

Was war von Andern zu erwarten? Unter den Fürsten gab es zwar einige, die in tiefer Entrüstung und feurigen Worten mit einander wetteiferten. Alfonso von Neapel, nur auf seine und seiner Dynastie

Erhaltung bedacht, nahm die Miene an, als wolle er der Vorkämpfer der apenninischen Halbinsel gegen die Osmanen sein, der Rächer des unauslöschlichen Schandflecks, den die Wegnahme von Byzanz über die Christenheit gebracht. Durch sein Beispiel, schrieb er den Cardinälen, hoffe er die andern christlichen Fürsten zu einem Feldzuge zu bewegen, der die Türken wieder ganz aus Europa vertreibe. Selbst König Christian von Dänemark und Norwegen versicherte, in den Türken das vom Meer aufsteigende Thier der Apokalypse zu sehen, er rief Gott zum Zeugen an, wie gern er an einem Kampfe gegen dasselbe Antheil nehmen wolle.

Kein Fürst aber schien ein so unüberwindliches Verlangen nach dem Glaubenstode zu hegen, keiner verbreitete den Ruhm seines Türkenhasses so volltönend durch ganz Europa, als Herzog Philipp von Burgund, der Sohn jenes Johann, der bei Nikopolis in die türkische Gefangenschaft gerathen war. Er beherrschte die reichsten Länder Europa's, seiner Macht fehlte zur königlichen nichts als der Titel. Sein Hof war das Vorbild, er selbst der Spiegel prunkenden Ritterthums, das nirgends wie in Burgund den alten Muth mit moderner Feinheit und Glätte zu paaren schien. Zum Andenken an die Gefangenschaft seines Vaters und weil diesem, so erzählte man, ein Sterndeuter geweissagt, es würde einer seiner Nachkommen, der Feuer auf der Brust trüge, das türkische Reich zerstören, hatte Philipp 1430 den Ritterorden des goldenen Vließes gestiftet. Aber noch hatte keiner der Ritter die erste der Ordenspflichten, den Kampf gegen die Feinde Christi, jemals erfüllt Nur in herrlichen Hoffesten strahlte das goldene Feuer von ihrer Brust, vor allen von der des Ordensmeisters, aber unter diesem Schmuck, in den Herzen, flackerte nicht mehr als ein unschädliches Strohfeuer. Von Zeit zu Zeit wurde die Absicht des Herzogs, jetzt den großen Vernichtungskampf gegen die Türken zu führen oder eine Kreuzfahrt nach Syrien zu unternehmen, prahlerisch ausgesprengt und durch Gesandtschaften verkündet. So erschienen noch zuletzt im Jahre 1451 burgundische Gesandte vor dem König Kasimir von Polen und forderten ihn zu einem Bündniß mit dem Herzog und dem König von Aragon auf, die zur Eroberung des heiligen Landes rüsteten. Man durchschaute in Polen das hohle Wesen des eitlen Prahlers. Indeß in Italien und Deutschland blendete es noch immer

die Gemüther. Die freiheitsluſtigen Genter und die gereizten Luxemburger ſorgten ſchon dafür, daß der Herzog jedesmal verhindert wurde, wenn der Termin zur Ausführung ſeiner hochherzigen Pläne nahte. Oder er machte ſelbſt Bedingungen wie den Frieden mit ſeinen Nachbarn und die Mitwirkung anderer Fürſten im Türkenkriege.

Nach dem Falle von Conſtantinopel erſann der Großmeiſter vom goldenen Vließ eine unerhörte Demonſtration gegen das Ungeheuer Mohammed, den Erzfeind des chriſtlichen Glaubens. Damals ſagte er die berühmten Herrenfeſte zu Lille in Flandern an, denen der geſammte burgundiſche Adel und der Herzog ſelbſt mit den Damen ſeines Hauſes beiwohnte. Sein Banquet am 17. Februar 1454 übertraf an Großartigkeit und Pracht die der andern Herren ebenſo ſehr, als der Herzog ſelbſt ſie an Reichthum, Courtoiſie und Geſchmack übertraf. Ein goldener Schwan, an eine goldene Kette gefeſſelt und aus der Hand der edelſten Dame überreicht, war der Preis für den, der an dieſem Tage im Lanzenſtechen das Beſte that. Schon hatten Muſik und Schauſpiele der auserleſenſten Art die Damen und die zahlloſe Nobleſſe, die der Ruf des Feſtes aus der Ferne angelockt, mehrere Stunden lang unterhalten, und ſoeben hatte Jaſon, der erſte Ritter vom goldenen Vließ, in kühner Poſitur bewundert, wie die erdentſtiegenen Drachenſöhne ſich untereinander todtſchlugen, da überraſchte ein ernſtes und feierliches Myſterium die hohe Geſellſchaft. Ein furchtbarer Rieſe trat ein, als Saracene gekleidet, in der einen Hand eine mächtige Axt, an der andern einen Elephanten. Auf dem Rücken dieſes Elephanten war ein Schloß gebaut und in dieſem Schloſſe hielt der Rieſe eine Dame gefangen, deren einfache weiße Kleidung ihren himmliſchen Urſprung, ſo wie ein ſchwarzer Ueberwurf ihre Trauer andeuten ſollte. Vor dem Herzoge machte der allegoriſche Zug Halt und die Dame trug in klagenden Verſen ihr Begehr an ihn und an die Ritter des Vließes vor.

Hört meine Klagen, ihr Alle, ſonſt muß ich verzagen,
Kommt mir zu Hilfe und täuſchet meine Hoffnung nicht,
Beweinet mein Leid! denn ich bin die heilige Kirche,
Eure Mutter — — — — — — — — — —
Und du, o du, edler Herzog von Burgund,
Sohn der Kirche und Bruder ihrer Kinder,

Höre mich! Gedenke meiner Noth,
Präge ein deinem Herzen meine Schmach und Schande,
Das bittere Leid, das in der Brust ich trage!
Die Ungläubigen triumphiren zu hundert und tausend
In jenem Lande, jetzt dem ihren, jetzt dem verdammten,
Da wo ich einst der Ehre genossen.

Nach den Worten der Kirche traten die Würdenträger des Ordens vor ihren Meister, und der Wappenkönig brachte einen lebendigen Fasan herbei, der mit einem reichen Gehänge von Gold, Edelsteinen und Perlen geschmückt war, zugleich erinnerte er den Herzog an die alte Ritterssitte, daß bei großen Festen den Fürsten und Herren ein Vogel dargereicht werde, damit sie bei demselben erhabene Gelübde thäten. Der Herzog gedachte dieser edlen Sitte und zog aus seinem Busen ein Schreiben, dessen Inhalt laut verlesen wurde. Er gelobte „vor Allem bei Gott seinem Schöpfer, bei der glorreichen Jungfrau und Gottesmutter, und dann bei den Damen und bei dem Fasan“, daß wenn sein Herr, der König von Frankreich, einen Zug zur Vertheidigung des Christenglaubens gegen die Türken unternehme, er ihm mit seiner Person und seiner Macht beistehen wolle, falls er nicht eine loyale Verhinderung habe. Aber auch wenn andere christliche Fürsten einen solchen Zug veranstalten, wolle er sich ihnen anschliessen, „vorausgesetzt daß es mit Einwilligung und Urlaub des besagten Herrn geschehe und daß das Land, dessen Regierung mir Gott anvertraut hat, sich in Frieden und Sicherheit befindet.“ Endlich wenn er erfahre, daß der Großtürke den Wunsch habe, ihm Mann gegen Mann gegenüber zu stehen, (d'avoir affaire à moi corps à corps), so wolle er mit ihm den Kampf bestehen.

Die Dame Kirche zeigte eine große Freude über dieses Gelübde:

Dank sei Gott und erhabener Preis
Um dich, mein Sohn, Altmeister der Ritter Frankreichs!
Dein hohes Gelübde ist so sehr mein Trost,
Daß ich schon vom Leiden frei mich wähne u. s. w.

Der Riese nahm nun wieder den Elephanten beim Zügel und führte ihn zwischen den Festtafeln davon. Dem Wappenkönige aber wurden von allen Seiten Gelübde eingereicht, welche die Gelobenden, meistens Ritter des Vließes, mit eigener Hand unterzeichnet. Um indeß

die Abwechselung des Festes nicht zu stören, wurde das Verlesen der meisten auf den folgenden Tag verschoben. 92 Ritter knüpften ihr Gelübde an einen Zug ihres Lehnsherrn und Ordensmeisters, unter ihnen war Herzog Adolf von Cleve, die Grafen von Charrolois und von Saint-Pol und mancher ritterliche Name, der einst auch in der Trauerbotschaft von Nikopolis Erwähnung gefunden. Einige der Ritterlichsten thaten ihr Gelübde nicht bei Gott und der Jungfrau, sondern nur bei den Damen und bei dem Fasan.

In diesem Feste zu Lille, welches uns ein Ritter, der selbst unter den Gelobenden war, Graf Olivier de la Marche, mit andächtigem Ernste beschreibt, fand die Rache, welche das Abendland für die Glaubensschändung am Bosporus nahm, ihren Gipfelpunkt. Der ritterliche Geist schwang sich nicht mehr höher auf als zu einem elenden Nachhall jener Großsprechereien, die vor Nikopolis wenigstens im Feldlager und angesichts der Feinde geführt waren. Der Ruf des flandrischen Banquets drang durch Europa und verherrlichte den Ruhm des Burgunders, bis sich die Wirksamkeit der Fasanenschwüre erprobt hatte. Noch lange, lange sah man in Schauspielen und im harmlosen Lanzenstechen die Türken zur Zielscheibe des Spieles dienen und im Ringelrennen oder von Kunstreitern nach Türkenköpfen stechen und schießen.

Kaiser und Reich hätten der Eroberung Constantinopels schwerlich mehr als einen Seufzer nachgeschickt, wenn die Türken nicht unaufhörlich in Ungarn und bald auf dem Boden des Reiches selber ihr Dasein bekundet hätten. Nun aber hielt man Reichstage gegen die Türken und auf denselben bewegliche Reden, man machte Projecte und Truppenanschläge. Die Fürsten sammelten den Türkenpfennig ein, und das Volk entschädigte sich dafür, indem es auf Märkten und Gassen weidlich auf die ungläubigen Heiden schimpfte oder im Fastnachtsspiel über einen carikirten Sultan lachte.

Für kurze Zeit schien es, als wolle das Papstthum die Hegemonie im Kampfe gegen den Halbmond als eine neue Lebensaufgabe ergreifen und in derselben das Bindemittel zwischen den Nationen sein. Wirklich rüstete Calixtus III, der Nachfolger jenes Nicolaus, eine Flotte aus und ließ sie zwischen den Inseln des Archipels kreuzen, doch ohne dauernden Erfolg. Pius II verkündete nach mannigfachen Bemühungen endlich der Welt, daß er selbst mit den Kämpfern aus-

ziehen und an ihrer Seite in der Stunde der Gefahr die apostolischen Hände zum Himmel erheben wolle; er starb, von den Fürsten, vor Allem von dem burgundischen Prahler im Stiche gelassen, im Hafen von Ancona und angesichts der Galeeren, die ihn nach Durazzo hinüberführen sollten. Seine Nachfolger stritten nur mit Bullen und beglückten dafür die Christenheit mit Türkenzehnten und Ablässen. Statt aus dem Vordringen der Feinde Christi ein neues Substrat der Hierarchie, ein neues Ziel für die kämpfende Kirche zu entwickeln, gaben sie, durch den augenblicklichen Vortheil verführt, auch dieses Moment dem gerechten Tadel der Opposition preis.

Man sage auch nicht, daß bei den Massen, den Völkern, ein energischeres Gefühl für die Schande des Kreuzes sich kundgegeben habe als bei den Fürsten. In den gebildeten Classen war das Alterthum, der Humanismus die neue Mode geworden. Er ergriff Constantinopel und die türkische Frage als ein Lieblingsthema und schuf so eine Türkenliteratur, die sich länger als ein Jahrhundert behauptet hat. Aber nicht nur heftete sich sein Interesse an die Schätze des alten Hellas, die in der That geeignet waren, die Bedeutung des untergegangenen Volkes noch einmal vor das Gemüth zu führen, auch unmittelbar suchte er Einfluß auf die Politik des Tages. In Briefen, Denkschriften und Reden wurde die Kunst des Wortes gegen die Eroberer von Byzanz aufgeboten. Die Schriftsteller wollten alle vorher gewarnt und prophezeit haben, nach dem Unglück haben sie in der That gelärmt und zum Kampfe gerufen, als könnte man Constantinopel mit der Feder zurückerobern. Die Noth der Glaubensbrüder, der Uebermuth der Heiden, der Kreuzzug und der Märtyrertod, das waren Stoffe, für welche keine Rhetorik zu blühend, kein Pathos zu grell war. Die Wortkünstler fanden Bewunderung und bewunderten sich selber, aber ihr Wort blieb Buchstabe oder Hauch, und mochten sie sich an Fürsten wenden oder auf Versammlungen predigen, niemand war der Thor, um der Begeisterung die Rücksichten zu opfern. Sie haben nicht mehr gewirkt als jene burgundischen Ritter, die vor den Damen mit den Schwertern klirrten.

Die Volksmassen wurden auf Veranstaltung des apostolischen Stuhles von Bettelmönchen durchzogen, die das Kreuz predigten oder doch den Türkenzehnten. Mit einem Grausen, ähnlich dem, mit wel-

chem nächtliche Mord- und Gespenstergeschichten aufgenommen werden, lauschte man den Erzählungen, wie Tausende von Christen in der Schlacht niedergemetzelt, andere Tausende nach dem Siege im Taumel der Rache wehrlos geschlachtet, wie auf den Plünderzügen die Saaten zertreten, die friedlichen Dörfer mit Brand verwüstet, die Frauen geschändet, die Männer verhöhnt und gemordet, die Knaben und Mädchen aufgerafft und schaarenweise in das innere Asien davongeschleppt würden. Gräßlicher noch die Erstürmung der Städte: fanatische Derwische erhitzen durch ihr Geheul den Muth der Krieger und stürzen mit ihnen, gierigen Bestien gleich, über Leichenhaufen in die Straßen, jene um ihre Wollust in den Nonnenklöstern zu befriedigen, diese um Häuser, Kirchen und Klöster auszurauben und den bebenden Bewohnern mit Todesqualen die versteckten Schätze abzupressen, um die Heiligenbilder zu zerstören, die Gebeine der Märtyrer aus den Grüften zu reissen und den geweihten Leib des Herrn mit Jubeln in den Koth zu treten. Wohl schauderten die Gemüther, wenn so das Gräßliche durch den Mund eines Mönches, der gewohnt war, die Qualen der Hölle zu schildern, noch gräßlicher ausgemalt wurde, wenn die furchtbaren Drohungen des Sultans, dessen Gestalt überdieß in der Phantasie des Volkes zum apokalyptischen Ungeheuer wurde, auch den Einzelnen an sich und die Seinen denken ließen. Aber nach dem Schwert zu fassen und nach dem Lande des Kampfes hinzuziehen, das war nur hin und wieder der Einfall eines tollkühnen Abenteurers.

Selbst eine Reaction gegen die schreckhafte Aufregung des Volkes machte sich sehr bald nach dem ersten Eindruck der Eroberung geltend. Sie ging von den theologischen Gemüthern aus. Schon jener Erzbischof von Mitylene fand die über die Byzantiner verhängte Strafe Gottes nicht ungerechtfertigt, weil sie so viele Jahre hindurch „ohne geistliches Leben“ gelebt, weil sie die Union verläugnet und auf die römischen Nuntien nicht gehört. Der ehrwürdige Erzbischof Antoninus von Florenz, Verfasser einer Weltchronik, rechnete den Griechen zwölf Apostasien nach, deren Darstellung eben nicht geeignet war, Kreuzzüge zu Gunsten dieser verstockten Ketzer anzuregen. Aehnlich dachten die Cardinäle Cusa und Torquemada und manche Andere, die der Synode zu Florenz beigewohnt hatten. Gleichsam zur Entschuldigung dafür, daß das Abendland die Griechen im Stiche gelassen, zählte man ihnen

ihre Sünden auf, ihre Treuloſigkeit, Trägheit, Schwelgerei und Habſucht. Zur Zeit der Kreuzzüge hätten ſie Kalk unter das Mehl gemiſcht und in jeder Weiſe auf das Verderben der Ritterheere geſonnen. Für die Knabenliebe, die ſonſt mit dem Feuertode beſtraft würde, habe es in Byzanz öffentliche Häuſer gegeben. Noch zuletzt habe man hier die eigenen Schätze geizig verſteckt und lieber bei andern Völkern um Hilfe gebettelt. Aber ihr Hauptverbrechen blieb immer, daß ſie die Lateiner ſo oft mit dem Verſprechen der Kircheneinigung genarrt und daß noch die Trümmer der Griechen nach dem Falle der Hauptſtadt ihre Ketzereien feſthielten.

Inzwiſchen erhob ſich zu Byzanz die neue Großmacht. Sie hat die Staaten Europa's, die ihre Feſtſetzung verſchlafen, Jahrhunderte lang in Spannung erhalten und dann die Rolle, die ſie von den Byzantinern übernommen, allmählig wieder an ein neuauftauchendes Volk der griechiſchen Kirche abtreten müſſen. Sie geht im XIX Jahrhundert ſichtbar derſelben Auflöſung entgegen wie das Reich der Paläologen im XV Jahrhundert, und auch der Tag der Gewalt, der auf Hagia Sophia den Halbmond nicht mehr duldet, wird nicht ausbleiben.